

Zeitschrift: Schweizerisches Freundschafts-Banner
Herausgeber: Schweizerische Liga für Menschenrechte
Band: 4 (1936)
Heft: 8

Artikel: Grenzgeschichte [Fortsetzung]
Autor: Wolf, Willy
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-566925>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

„Wer also bis dahin zur Liebe erzogen wurde und das Schöne in seiner Ordnung erkennt, der wird ganz am Ende als letzte Weihe seiner Liebe ein Wunderbares erblicken und die große Schönheit der Schöpfung erschauen; er wird das erschauen, um dessentwillen alle Wege und Mühen waren; er wird das Schöne schauen, das da ewig da ist und niemals wird und niemals vergeht und nicht reicher wird und nicht verliert, das Schöne, das nicht hierin schön ist und heute schön und da schön und für diesen schön und hierin häßlich und morgen häßlich und für jenen häßlich ist, das Schöne, das wir uns nicht das eine Mal im Gesichte, ein anderes Mal an den Händen und sonstwo am Körper einbilden oder in den Worten, in den Wissenschaften, im Tiere, auf der Erde oder am Himmel finden; er wird das Schöne schauen, das da sich selbst und in sich schön, in sich selbst ewig sich spiegelt; und was sonst schön ist, wird nur sein Schein sein und werden und vergehen, und nur das ewig Schöne wird nicht wachsen und nicht verblassen und nicht leiden. Ja, wer immer von dort unten, weil er den Geliebten richtig zu lieben wußte, emporzusteigen und jenes ewig Schöne zu schauen beginnt, der ist am Ende und vollendet und eingeweihet, angelangt am Großen Meer der Schönheit, ausgestattet mit dem höchsten Wissen....“

„Noch einmal: so nur darf er die Bahn der Liebe gehen und geführt werden. Er wird von allen Dingen zuerst die einfache Schönheit erkennen lernen und zu jener ewigen Schönheit wie auf Stufen kommen, Stufen: auf der ersten sieht er die Schönheit zweier, und dann sieht er die Schönheit aller Körper, und von den schönen Körpern steigt er weiter; denn er wird die Schönheit der Seele sehen, und die Schönheit der Seele wird ihm würdiger erscheinen als die Schönheit des Körpers, und so wird es ihm genügen, daß eines Menschen Seele hell sei, und er wird diesen Menschen, wenn sein Leib auch unschön wäre, lieben und um ihn besorgt sein und edle Worte in ihm zeugen und nach Worten für ihn suchen, welche die Jünglinge besser zu machen vermögen, auf daß auch sie gezwungen werden, die Schönheit in den Sitten und Gesetzen zu erkennen und auch in diesen die gleiche Schönheit zu erkennen und zu sehen. — Das ist die nächste Stufe, und dann steigt er über die schönen Sitten zu den schönen Lehren, und von den schönen Lehren trägt ihn noch die letzte Stufe zu jener einzigen Wissenschaft, die alle Schönheit begreift. Und hier, hier, wenn irgendwo, ist das Leben lebenswert, hier, wo du die ewige Schönheit schaust. Wenn du diese kennst, wird sie dir nicht scheinen gleich dem Golde oder schönen Kleidern oder gleich jenen schönen Knaben und Jünglingen zu sein, bei deren Anblick schon du und die Andern erschrecken, und bei denen ihr dann immer weilen wollt, weilen ohne zu essen und zu trinken, nur sie schauend, nur ihnen gegenwärtig. Nein, wie würdest du dich gebärden, wenn es dir gegeben wäre, jene ewige Schönheit selbst klar und rein und ungemischt, nicht am menschlichen Fleische, in den Farben, am Flitter, sondern wie sie frei und göttlich, sich selbst eigen da ist, zu schauen? Glaubst du dein Leben oder das Leben eines andern wäre dann noch niedrig, wenn ihr bis dorthin blicken und bei jenem Wunder weilen könnet? Und glaubst du nicht, daß die Vollendung dem Menschen nur dort zuteil werde, wo er im Geiste das Schöne sieht und nicht mehr in den Bildern der Tugend — denn an Bildern

kann sein Blick dort nicht mehr haften — sondern die Wahrheit selbst, da er sie dort erblickt, zeugt. Und glaubst du nicht, daß dieser Mensch dann, so er die wahre Tugend zeugt und nähret, warhaftig gottgeliebt, und, wenn es je für einen Menschen möglich ist, unsterblich sein wird.“

Aus diesen Zeilen geht das wahre Wesen griechischer Knabenliebe in einer Weise hervor, die alle Schmähungen zum Verstummen bringt. Daraus ist aber auch zu erkennen, daß Eros ein Problem der Weltanschauung ist, dem sich kein Materialist mit objektivem Erfolg in der Beobachtung nähern kann. Er wird dem „Schmetterling“ immer etwas von seinem Staub abstreifen und die wahrhaft ethisch verankerte höhere Liebe immer verkennen, nicht minder als der, der sich nur wohl fühlt, wenn er im Schmutze wühlen kann, den er wohl selbst hervorbringt.

(Schluß folgt)

Das Schwerste

von Kurt.

Das Schwerste, was uns beiden
Zu tragen übrig blieb,
Das war, als uns das Scheiden
Sein Weh ins Herze schrieb.

Das war, als wir uns küßten
Ins Blut ein tief Verstehn,
Als ob wir ewig müßten
Nun jeder für sich gehn.

Das war, als grau und trübe
Der Himmel uns umfing,
Und neben unsrer Liebe
Das Weh des Scheidens hing.

Grenzgeschichte

12

von Willy Wolf

„Was hat Sie dazu bewogen, uns anzuhalten? Sie sind also doch schuldig?“

Fedor senkte den Kopf und hob ihn nicht wieder. Unter dem Griff seiner Hände knarrte eine Stuhlleiste.

„Denken Sie daran, welche Strafe auf Landesverrat steht, selbst wenn es keine unehrenhaften Gründe waren, die Sie dazu veranlaßten. Vielleicht gehört Ihre ganze Liebe der mütterlichen Heimat. So etwas wäre ja in Ihrem Sinne verständlich, aber —“

Aus Fedors Brust quoll das Stöhnen eines müde gehetzten Tieres. Erschüttert von dem Eindruck, den Fedor auf ihn machte, sprach, fast alles begreifend, der junge Offizier in abgerissenen Sätzen weiter.

„Gewiß, Sie sind denunziert worden — Sie können ja auch unschuldig sein — und vielleicht sind Sie es auch. Sie haben uns nicht aus Angst vor Beweisen zurückgerufen — Sie nehmen die Schuld auf sich, weil

— da ist nämlich in Ihrem Gesicht etwas oder — ich weiß nicht recht —.“

Dann aber riß er sich hoch, zuckte mit den Schultern, als müsse er solche Gedanken abstoßen. „Ich aber muß meine Pflicht erfüllen. Kommen Sie!“

Als Fedor über den Flur gebracht wurde, sah er in das bleiche, hämisch grinsende Gesicht Kocielskis. Da erst begriff er den Gewinn seines Handelns. Die Gewißheit, daß der Freund noch lebte, verwandelte selbst den jäh aufsteigenden Haß in ein grenzenloses Mitleid zu dem wahren Verräter.

Noch in derselben Nacht marschierte man auf der schneeverwehten Chaussee der Garnison entgegen. Eine halbe Stunde nach der Ankunft schloß sich die Zellentür hinter Fedor.

Am andern Morgen wurde er unter strenger Beaufsichtigung ins Militärgefängnis überführt. Als er das düstere Haus vor sich sah, dachte er an die Danteworte: „So ihr hier eingehet, lasset alle Hoffnung fahren“.

* * *

Erst als Fedor ihn verlassen hatte, empfand Felix des Freundes Schwermut beim Abschied. Zwar versuchte er sich einzureden, daß er selbst vielleicht etwas empfindlich gewesen sei. Aber damit konnte er sich nicht der wachsenden Unruhe erwehren, und es war mehr als ein oberflächlicher Wunsch, den Freund noch einmal zu sehen. Er lief um das Haus zu dem Bache hinüber, an dessen Rand er im Schutze des Weidengestrüpps eilig der Grenze zuschrift. Die in der Dunkelheit geschärften Sinne kämpften gegen den Sturm um Sicht und Gehör. An einer Biegung des Baches blieb er stehen, von den Weiden vor jedem Blick geschützt. Einmal glaubte er ein Rascheln und unterdrückte Stimmen zu vernehmen, aber bis er sein Gehör darauf eingestellt hatte, war es vorbei. Da tauchte auch schon aus der Dunkelheit der Schatten des Freundes auf. Ganz nahe kam er an ihn heran, daß Felix ihn nur ganz leise anzurufen brauchte, und Fedor hätte ihn selbst hier im Dunkeln gesehen. Doch er schwieg, der Schatten des Freundes rückte wieder von ihm ab, wollte schon in die Dunkelheit hineingleiten, da sah er ihn umzingelt. Deutlich schlug jedes Wort, vom Sturm hergetragen, an sein Ohr. Durch Fedor hatte er schon so viel von jener Sprache gelernt, um den Sinn dessen zu verstehen, was dort vorging. Doch die Überraschung war zu groß, um die Gefahr ganz zu erfassen. Er stand und starre immer weiter in jene Richtung, als auch das Unbegreifliche schon längst vorüber war. Der Sturm wühlte in seinen Kleidern, riß ihm die Mütze vom Kopfe, er merkte es nicht. Der Schnee wirbelte um ihn herum, schlug ihm klatschend ins Gesicht, auf Augen und Mund und zertropfte an der fiebrigen Haut. Er stand und starre und wich nicht von der Stelle. Dann schlugen Kommandos an sein Ohr, wurden leiser, aber eindringlicher und kamen näher. Seine Nerven spannten sich wie beim Tier zum Sprung gegen eine noch unsichtbare Gefahr. Schritte kamen auf ihn zu, schon traten aus der Dunkelheit fünf, acht, zehn Gestalten

und schon war Felix bereit, sich auf den ersten zu stürzen, ohne das Sinnlose seines Handelns zu begreifen, als von drüben jemand etwas rief. Die andern stützten, hielten, dann sagte jemand in seiner Nähe: „Es ist zwecklos, er hat alles gestanden.“ Und die Schatten verschwanden wieder.

In derselben Nacht übernahm Felix freiwillig den Grenzposten. Man wollte es ihm nicht gestatten, als er erregt und mit heißen Lippen darum bat. Doch man ließ ihn schließlich gewähren.

Draußen war es verdammt ungemütlich, und wenn er eben durchaus den Posten haben wollte, übelnehmen tat es ihm niemand. Nur am andern Morgen machte sich der Wachthabende einige Vorwürfe, als Felix erklärte, er sei krank und wolle zur Garnison zurück. Aengstlich fragte er ihn, ob er sich in der Nacht erst erkältet habe, aber Felix müsse doch selbst zugeben, man habe gegen seinen Willen nichts ausrichten können. So horchte und forschte er, aber Felix sagte immer wieder:

„Es ist nicht so schlimm und außerdem meine Schuld.“ Und niemand ahnte etwas von der Gefahr in der letzten Nacht.

In der Garnison hatte Felix eine längere Unterredung mit seinem Kompagnieführer. Was zwischen beiden gesprochen wurde, erfuhr man nicht. Man vermutete, daß es sich um die Entlassung des Soldaten Felix gehandelt habe; denn noch am selben Tage gab dieser seine Uniform ab und stand am Abend, auf einen Zug wartend, in der Halle des Bahnhofes. Daß am Nachmittag die Grenzwachen eine Verstärkung erhielten, betrachtete man als eine Laune des Kommandeurs und schimpfte darüber nach Soldatenart. Schon bald aber verblaßten die Geschehnisse zwischen den Gewohnheiten des Tages, man vergaß eben zu schnell. Und wenn sie den Zusammenhang der beiden Ereignissen auch gewußt hätten, er wäre ohne Bedeutung geblieben. Was galt ein Einzelschicksal so kurz nach dem Kriege?

Nur einer beschäftigte sich damit, der saß im Zuge in der Ecke eines Abteils und schickte seine Gedanken dem Freunde entgegen. Faden auf Faden spann er zu dem Werk, das sich vor seiner Seele aufzubauen begann und von dessen Erfolg oder Mißlingen er seine eigene Zukunft abhängig mache.

Als er am nächsten Nachmittag die Hauptstadt erreichte, war sein Ziel die Ankunftsstation der östlichen Völker, und hier tauchte er zwischen Armut und trostlosem Hoffen unter.

Drei Wochen später stellte der Wirt des Lokales „Zum Adler“ in Fedors Garnisonstadt den Alex No-ratzki, aus Posen gebürtig, als Kellner ein. Seine noch unvollkommenen Sprachkenntnisse und ein gewisses, anfänglich ungelenkes Benehmen ersetzte er durch Fleiß und Liebenswürdigkeit. Wenn an den drei Abenden in der Woche im Saale getanzt wurde, war Alex der eifrigste bei der Bedienung, wurde bald beliebt, von den Mädchen geliebt und erwies sich als eine wertvolle Kraft.

(Fortsetzung folgt!)

Ab 1. Mai erfolgt Post-Einzug für alle noch für das

2. Quartal ausstehenden Abonnementsbeträge

Wir bitten also um rechtzeitige Check-Einzahlung vor dem 30. April.

DER VERLAG.